ZU SCHILLERS GEDÄCHTNIS

Karl Theodor von Heigel

Zu Schillers Gedächtnis.

Rede

in der

öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften

am 15. März 1905

von

K. Th. von Heigel

Präsident der K. Akademie der Wissenschaften.

München 1905.

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften

in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

In wenigen Wochen wird das deutsche Volk im Feierkleide die hundertste Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers begehen. Nach meinem Empfinden muß dem festlichen Ereignis auch in unsren Kreisen ein Gedenkwort gewidmet werden. Denn wenn wir, nur unsren besonderen Studien uns hingebend, verschmähen würden, Anteil zu nehmen an dem, was den Volksgeist bewegt und erhebt, wenn wir gar uns absondern möchten von der lebendigen Gemeinschaft des deutschen Schrifttums, wenn nicht auch wir den großen Dichtern der Nation huldigen, mit ihrem Entwicklungsgang, mit den Höhepunkten ihres Schaffens, mit ihren Beziehungen zu anderen großen und tiefen Menschen uns vertraut machen wollten, dann wären wir wirklich die Perückenstöcke, die mancher jugendliche Stürmer in uns erblicken mag, dann wären wir, wie der junge Herder die „Akademiker und Zunftgelehrten" genannt hat, „nur Sammler von Apotheken alter, abgefallener Herbstblätter, die nicht sehen, was da im Walde knospet und grünt". Doch auch wir gedenken mit Stolz und Freude jenes Schillertages, den in unsrer Jugendzeit All-Deutschland gefeiert hat, jenes glückverheißenden Vorboten unsrer nationalen Einigung, und wir können nur dankbar begrüßen, daß es uns nochmals vergönnt ist, den Manen des Lieblingsdichters der Deutschen unsre Verehrung zu zollen!

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“ . . .

Fest zu bewahren, was Schillers Geist erzeugt hat: wem anders sollte diese Pflicht obliegen, als den Lehrern der Jugend und den Hütern des heiligen Feuers der Wissenschaft! — —

Leider läßt sich nicht von persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und unserer Akademie berichten. Die Suche in den Akten und Protokollen war verlorene Liebesmüh.

Und doch hätte es an Gelegenheit und Anlaß nicht gefehlt! Nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Theodor war der ursprünglich nur für Philosophie und Geschichte gegründeten Münchener Akademie eine dritte Klasse für die schönen Wissenschaften angefügt worden. Die neue Klasse umfaßte nur Poeten und Schriftgelehrte von bescheidenster lokaler Bedeutung, den Hofrat Karl von Eckartshausen, den Kriegsratsekretär Andreas Zaubser, den Hofratsekretär Ludwig Fronhofer, den Professor der Poesie Lorenz Westenrieder und einige hochadelige Gönner der Musen. Das Stillleben dieser sogenannnten belletrischen Klasse hat einen Lichtpunkt. 1878 trat zu ihr der Superintendent Johann Gottfried Herder in Weimar in Beziehungen; er löste die Preisaufgabe: „Welchen Einfluß hatte die Dichtkunst in den ersten Zeiten auf die Sitten der Völker und welchen hat sie itzt?“ und erhielt auch im nächsten Jahre für eine Bearbeitung der Preisaufgabe: „Über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die höhere Wissenschaft“ wenigstens den halben Preis.

Freilich mußte er vorher zu seiner Rechtfertigung förmlich eine Erklärung abgeben, daß er mit seiner Volksliedersammlung „lediglich zur Einfalt und Natur, nicht zu den Rauhen und Unpassenden älterer Zeiten“ habe zurückweisen wollen. Denn die Klasse der schönen Wissenschaften erblickte ihre Aufgabe darin, gegen die

„Formlosigkeit der Schöngeisterei des Zeitalters“ zu Felde zu ziehen und den Bayern „die natürliche und vernünftige Richtung vaterländischen Geschmacks zu erhalten“. Als ihr Programm kann die Festrede gelten, die 1779 von Ludwig Fronhofer, einem um das bayerische Volksschulwesen wohlverdienten Beamten, gehalten wurde, betitelt: „Deutschlands belletrisches göldenes Jahrhundert ist, wenn's so fortgeht, so gut als vorbey.“ Der Redner richtete an die Mitglieder der Akademie die Aufforderung, den „aufbrausenden Wirbelwind“ zu dämpfen, der alle festen Regeln des Kunstgeschmacks umzustoßen drohe, gegen das „Walhallageschrei“ und den „Volkssingundsang“, wodurch die Schönheit und die Reinheit der Sprache gefährdet seien, Front zu machen, gegen die maskierte Naturpoesie, welche Natur mit ordinärer Wirklichkeit verwechsle, gegen die genialischen Ausschreitungen Goethes, in dessen Dichtungen die Goldkörner der Schönheit erst aus dem Kot hervorgeholt werden müßten! Falsche Propheten, ruft der Redner, haben unser deutsches Schrifttum an den Abgrund gelockt! „Ich will's ertragen, wofern mein Name in der Bibliothek der elenden Skribenten ehestens glänzt, wenn ich nur meine Absicht erreiche und einige bey all dem Unfug unempfindlich schlummernde Deutsche wecke und mein Vaterland vor der Anstekkung mit dieser Pesth des Geschmacks bewahre!“ Der Chronist unserer Akademie, Westenrieder, lobt den Festredner ob des Freimuts, der den tonangebenden Führern des literarischen Geschmacks und ihren nachplaudernden Lakaien einmal die Wahrheit sagen ließ. Wie glänzend, meint Westenrieder, hebe sich das „leider verflossene, in jugendlicher Lust und Fülle gestandene goldene Zeitalter der baierischen Literatur“ mit seinen Scholliner, Zirngibl, Mederer, Klocker, Lipowsky von den Verirrungen der Gegenwart ab! —

Die Geschichte hat dem Chronisten nicht Recht gegeben. Wir wollen ihn ob seines patriotischen Überschwanges nicht schelten, denn ein indisches Sprüchlein sagt: „Man sieht nicht klar, was man

liebt!" Doch werden wir uns im Streit der Meinungen nicht an Westenrieder und Fronhofer, sondern an Klopstock und Goethe halten und aus der ganzen Episode nur die Lehre ziehen, daß man ungegorenen Wein nicht voreilig gering schätzen soll. —

Provinzielle und konfessionelle Voreingenommenheit ließ in jenen Tagen unsre Akademie nicht zu gerechter Würdigung des außerbayerischen Geisteslebens gelangen. Erst unter König Max Joseph nach Berufung Friedrich Heinrich Jacobis auf den Präsidentenstuhl, erst 1808 wurden Goethe, Wieland, Fichte, August Wilhelm Schlegel, 1820 Jean Paul Friedrich Richter und Schleiermacher zu Mitgliedern der bayerischen Akademie gewählt.

Es hätte unsren Vorfahren noch näher gelegen, an Schiller zu denken. Am 1. September 1783 fand Schiller an dem 1778 von Kurfürst Karl Theodor ins Leben gerufenen Nationaltheater in Mannheim Anstellung als Theaterdichter. 1784 ernannte ihn die von Dalberg und Klein geleitete „Deutsche Gesellschaft" in Mannheim zu ihrem Mitglied. Wie fühlte sich der Heimatlose durch diese Auszeichnung beglückt! „Dieses ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement," schrieb er an die Freunde in Bauerbach, „denn jetzt bleib' ich. Kurpfalz ist mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft bin ich nazionalisirt und kurfürstlich pfalzbaierischer Unterthan geworden!" Doch diese gehobene Stimmung wurde bald ernüchtert. Der mit jugendlichem Enthusiasmus ergriffene Plan, dem Mannheimer Theater beherrschenden Einfluß in Deutschland zu erkämpfen, wurde nirgend so hämisch bekrittelt wie in Mannheim selbst. Als Schiller in der Deutschen Gesellschaft seine berühmte Antrittsrede: „Über die Schaubühne als eine moralische Anstalt" vortrug, fand er nicht die gehoffte Zustimmung; die Rede wurde nicht einmal der Ehre des Druckes in den Jahrbüchern der Gesellschaft gewürdigt. Bald war dem mit unbehaglicher Treue von

seinen Gläubigern verfolgten Theaterdichter der Aufenthalt in der klatschsüchtigen Residenzstadt gründlich verleidet.

Doch ebensowenig war zwischen ihm, der dem großen Publikum noch immer nur als der Dichter der „Räuber“, als der ungestüme Widersacher des Zwanges und der Willkür bekannt war, und den Münchener Zünftlern mit ihrer verstäubten Gelehrsamkeit und ihrem selbstgenügsamen Patriotismus eine innere oder auch nur äußerliche Gemeinschaft möglich!

Ihm war es zum Heile! Er sollte sich erst in den Lehr- und Lernjahren in Jena jene nur durch wissenschaftliches Studium zu erwerbende Ruhe und Sicherheit, in den goldenen Tagen von Weimar jene harmonische Geschlossenheit und Ganzheit aneignen, die seinem Schaffen „der Vollendung Krone“ gaben. Und von dem Jenenser Geschichtsprofessor und dem Weimaraner Poeten schlangen sich trotz alledem geistige Fäden auch nach dem deutschen Süden, denn die Wirksamkeit des Lehrers wie des Dichters ist dem Samen vergleichbar, der zwar am Standort der Blume besonders reichlich aufgeht, doch, von den Lüften getragen, auch noch in weitestem Umkreis die Flur befruchtet. —

Ich muß auf jeden Versuch einer Charakteristik des Gefeierten verzichten, denn die Fülle des Stoffes würde zu der mir zugemessenen Spanne Zeit, die Schwierigkeit der Aufgabe zu meinen Kräften in peinlichem Missverhältnis stehen. Nur ein paar unkritische Worte über das Lebenswerk Schillers im allgemeinen seien mir gestattet! —

Was für Goethe die Naturwissenschaften, waren für Schiller die philosophischen und historischen Studien. Das Verdienst Schillers um die Fortbildung der Kantschen Ästhetik, der „Wissenschaft vom sinnlich Vollkommenen“, ist kaum ernstlich bestritten worden; sie gilt, wie Kuno Fischer lichtvoll nachgewiesen hat, als das notwendige Mittel- und Bindeglied zwischen Kant und Schelling, zwischen der kritischen und romantischen Schule. Baco würde sagen: „Er ist

einer von den **nützlichen** Gelehrten, da er auf dem globus intellectualis eine brach liegende Stelle als tüchtiger Landmann angebaut hat".

Den häufigsten und schärfsten Anwürfen war aber von jeher der Historiker Schiller ausgesetzt. Von Hoffmeister, Gervinus, Niebuhr, Janssen und anderen sind ihm bald Dürftigkeit des Quellenstudiums, bald Mangel an Kritik, bald tendenziöse Parteilichkeit — Ernestinische Hofhistoriographie! — zur Last gelegt worden. Die Tatsache, daß die Geschichte des dreißigjährigen Krieges für einen Damenkalender geschrieben wurde, mußte hundert Jahre lang als Zielscheibe für billige Witze dienen. In unsren Tagen ist der Spott zum Anachronismus geworden: Heute würde Schiller in Jena eine stattliche Zahl Studentinnen zu aufmerksamen Zuhörerinnen haben. Auch im übrigen hat die Geschichte selbst das Urteil gesprochen: Gervinus bietet nur noch ein literärgeschichtliches Interesse, während Schillers dreißigjähriger Krieg noch immer dankbare Leser findet. Ich kann meinem Gedenkwort in diesem Kreise einen leisen persönlichen Klang beimischen, indem ich darauf hinweise, daß ein Mitglied unserer Akademie, Richard Fester, der wissenschaftlichen Arbeit Schillers in den Jahren 1786 bis 1792 die gründlichste und liebevollste Forschung gewidmet und die beste kritische Ausgabe der Historischen Schriften besorgt hat. Schiller als Historiker muß, daran ist nicht zu zweifeln, hinter Niebuhr und Ranke, Mommsen und Treitschke zurückstehen. „Sein Platz ist in der Vorhalle neben Herder und Schlözer, Johannes von Müller und Justus Möser." Schon der Zeitgenosse Spittler traf das Richtige, indem er hervorhob, daß Schiller im siegreichen Gegensatz zu der „reichsurkundlichen Trockenheit und Steifheit der Bünau und Pütter zuerst in Deutschland die Geschichtschreibung als **Kunst** auffaßte und behandelte. In der Ode an die Künstler gedenkt er selbst dieser Forderung:

„Der Schätze, die der Denker aufgehäuft,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft der Schönheit zugereift,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein!"

Als Kunstwerke, die „der toten Vergangenheit den Schein des Lebens wieder geben", werden „Der Abfall der Niederlande" und der „Dreißigjährige Krieg", werden die Porträts der Philipp und Margareta, Granvella und Oranien, Gustav Adolf und Maximilian von Bayern ihren Wert behalten, wenn wir auch über jene Persönlichkeiten und Zustände durch gründlichere und scharfsinnigere Forscher längst schon besser unterrichtet sind.

Noch wichtiger ist: In Schiller ist der dramatische Dichter unlösbar mit dem Historiker, wie dieser mit dem Dichter verbunden. Das größte Geschichtswerk Schillers ist die Wallenstein-Trilogie.

Um aber zur vollen Souveränität des Geistes, die allein zu solchem Meisterwerk befähigt, durchzudringen, mußte er vorher die Herzens- und Geistesverbindung eingehen mit dem größeren Zeitgenossen, in dem das Ideale auch ein diesseits Lebendiges war; der überquellende Idealismus des „sentimentalischen" Dichters mußte erst durch die gesunde Sinnlichkeit, die olympische Ruhe Goethes berichtigt und abgeklärt werden. Erst in Weimar wurde das Leben des Dichters „Tat um Tat", konnten die Werke von antiker Hoheit, von jenem, wie Wilhelm von Humboldt sagt, überhaupt nur Schiller eigentümlichen Sonnenglanze zur Reife gedeihen.

Ich breche ab, denn ich trage Scheu, in meinem leichten Nachen in den offenen Ozean zu steuern — —

Freilich, man kann in unseren Tagen nicht selten hören und lesen, daß die Verehrung Schillers sich ausgelebt, die Gegenwart von Schiller sich abgewendet habe. Nietzsche kann nicht Worte genug finden, den Sänger der „Philisterweisheit" des Liedes von der Glocke, den „Moraltrompeter von Säckingen" lächerlich zu machen. Um

nicht in den nämlichen Fehler zu verfallen, will ich es mir versagen, nach einem vergeltungsfrohen Kraftwort über den Verfasser der „Götterdämmerung" zu suchen. Doch auch Ludwig Fulda kommt, indem er das Verhältnis Schillers zur neuen Zeit einer besonnenen Würdigung unterzieht, zu dem Ergebnis, nur die ältere Generation empfinde es noch gewissermaßen als Pflicht, den Dichter des Tell zu lieben, bei der Jugend aber sei nur noch hoffärtige Ablehnung oder kühle Gleichgültigkeit anzutreffen.

Wenn dem wirklich so wäre, würde ich mich keinen Augenblick bedenken, Ihnen, wie Kollege Fronhofer vor hundert Jahren den belletrischen Genossen, zuzurufen: „Auf, laßt uns der Fahne der Rückständigkeit Treue schwören!"

Doch jene Skeptiker können wohl kaum als zuverlässige Zeugen gelten. Unwillkürlich paßt jeder sein Urteil dem Umkreis seiner nächsten Umgebung an. Wir wollen Fulda gern glauben, daß sich in gewissen Kreisen des litterarischen Jung-Deutschlands eine Wandlung zu Ungunsten Schillers vollzogen hat. Dagegen glaube ich nicht, daß Schiller von unsrer auch heute noch für das Reine und Hohe empfänglichen studierenden Jugend über Bord geworfen worden ist. Ich habe seit fünfzig Jahren vielen hundert Aufführungen Schillerscher Dramen beigewohnt und dabei die Überzeugung gewonnen, daß sein dichterischer Schwung auch heute noch die nämliche Wirkung übt wie damals, als die Jenenser Studenten nach der ersten Aufführung der Braut von Messina in den begeisterten Ruf ausbrachen: Es lebe Deutschlands Dichter!

Es läßt sich heute schon voraussagen, daß das deutsche Volk bei den bevorstehenden Festen seinen Dichter nicht weniger warm, ja vielleicht noch aufrichtiger feiern wird, als vor 46 Jahren, wo im Zeichen Schillers namentlich die Sehnsucht nach einem Vaterland zum Ausdruck gelangte. Und ebenso werden auch die künftigen Generationen aus der bald feierlich erhabenen, bald schlicht innigen

Lyrik, den kunstvoll komponierten Balladen, den Dramen voll tragischer Kraft und edelster Lebensweisheit reine Freude schöpfen, wie aus dem Anblick der Venus von Milo oder des Straßburger Münsters oder der Assunta, jene Freude, um derentwillen es sich verlohnt, ein Mensch zu sein. — —

Gewiß, nicht alle Schöpfungen Schillers können auf so hohe Bewertung Anspruch erheben! Wir haben es mit Menschenwerk zu tun.

Vielleicht würde die dichterische Kraft Schillers sich noch reicher entfaltet und jedenfalls würden die wissenschaftlichen Leistungen noch edlere Reife erlangt haben, wenn ihm nicht das Schicksal des Lichtes beschieden gewesen wäre: es leuchtet anderen, aber es verzehrt sich selbst. „Wie Großes", schreibt König Ludwig I. von Bayern an Martin Wagner, „hat die Nation der Teutschen dem teutschesten Dichter, Friedrich von Schiller, zu danken, und sicher hätte er noch Schöneres, ja Größeres wohl, als Goethe, geleistet, wenn nicht des Lebens Sorge und des Körpers Schwachheit ihm hemmend gewesen wären für des Genius Schwung!" —

Ich glaube, in Anlehnung an dieses Wort Ludwigs I. meinem bescheidenen Festgruß keinen würdigeren Abschluß geben zu können, als wenn ich an eine Episode erinnere, die diesem Mäcen, somit auch unserem engeren Vaterlande zu hoher Ehre gereicht.

Als König Ludwig, um Goethe kennen zu lernen, im August 1827 nach Weimar kam, — er überreichte dem Dichterfürsten das Großkreuz seines Hausordens, um, wie er sagte, „den Orden zu ehren", — besuchte er auch das Wohnhaus Schillers. Mit der ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit beklagte er, daß ein so herrlicher Mann in so ungastlichen, unwürdigen Räumen seinen Lebensabend zubringen mußte; er versicherte dem ihn begleitenden Kanzler von Müller: „Hätte ich zu Lebzeiten Schillers schon freie Hand gehabt, so hätte ich ihm die Villa di Malta in Rom eingeräumt; dort hätte er die

Geschichte des Untergangs von Rom schreiben können!" — Bald darauf erging an Goethe eine Einladung, seinen Wohnsitz nach München zu verlegen. Mit Rücksicht auf sein hohes Alter und aus Pietät für Weimar lehnte er ab, doch verband er, — „der freieste der deutschen Dichter", das schöne Wort stammt von Ludwig I. — die Absage mit einem Geschenk, das ebenso des Empfängers, wie des Spenders würdig war, der Buchausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. In feierlicher Weise gibt Goethe im Vorwort dem Bedauern Ausdruck, daß sein Freund „der Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Berührung", die der König dem Überlebenden zugewendet habe, verlustig gegangen sei. „Durch Allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorge entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe wohl auch in ein heilsameres, besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt zu dauernder Erbauung!" Keinem anderen Zeitgenossen dürfe er also das kostbare Vermächtnis seines unvergeßlichen Freundes widmen, als dem hochherzigen Schirmherrn aller Künste! —

Ich schließe mit Lessings Wort: „Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der Ehre der deutschen Geister!"